

Goethes Iphigenie.

Die erste prosaische Bearbeitung des Stoffes stammt aus dem Jahre 1779. Erst später in Italien hat die Tragödie die Gestalt bekommen, in der sie heute allgemein bekannt ist, und die auch wir bei der folgenden Besprechung zu Grunde legen werden. Jedoch werden wir ab und an zum besseren Verständnis auf die erste Fassung zurückgreifen.*)

Das Stück beginnt mit einem Monologe, den Iphigenie spricht, indem sie aus dem Tempel in den Hain eintritt, der sich vor diesem ausdehnt. Der Schauplatz verändert sich

*) Die letzte mir bekannte Ausgabe des Stückes, die in einer guten, klaren Einleitung eine Einführung in das Drama, seine Vorgeschichte u. s. w. bietet, ist von einem Amerikaner veranstaltet: Goethe's Iphigenie auf Tauris with introduction and notes by Charles A. Eggert, New-York 1898. — Was die außerordentlich ausgedehnte Litteratur über das Stück betrifft, so verweise ich auf die neueste Auflage des Wegweisers durch die klassischen Schuldramen von Dr. Georg Frick 1898, wo zwar nicht alles, aber doch recht viel herangezogen wird, was in Biographien und Einzelschriften niedergelegt ist. Ich muß es mir versagen, mich mit den zahlreichen Darlegungen auseinanderzusetzen oder auf sie zu verweisen, wo ich mit ihnen übereinstimme, weil dies den Umfang der Arbeit ins Unendliche steigern würde und auch nicht meinen Zwecken entspricht. Nur eins will ich im allgemeinen bemerken, weil ich damit einen der wundensten Punkte unserer Interpreten berühre, nämlich daß die Erklärungen oft viel zu sehr ins Einzelne gehen und ganz selbstverständliche Dinge betreffen. Es ist ein Mittel, dem Schüler — und für diese sind mittelbar die Erklärungen gedacht — den Genuß eines Werkes völlig zu rauben, wenn man ihm erklärt, was jeder normale Mensch selbst findet, wenn man das Werk in tausend Fetzen zerreißt, sodaß ein Gesamteindruck nicht mehr möglich ist. Was der Lehrer nicht genug schonen und fördern kann, das ist die unmittelbare und dauernde Freude an dem Genusse der Dichtung selbst, und deshalb darf er nicht zu lange bei Kleinigkeiten, die oft für das Ganze ohne Bedeutung sind, verweilen.

im Verlauf des ganzen Stückes nicht. Ebenso wenig ist die sogenannte Einheit der Zeit verletzt, denn das Stück spielt sich ohne zeitliche Unterbrechung hintereinander ab. Anknüpfend an das, was sie vor sich sieht, spricht Iphigenie die Empfindungen aus, die sie stets wieder erfüllen, so oft sie in den Hain oder in den Tempel geht: Ein Gefühl des Schauders beherrscht sie trotz der langen Jahre, die sie, dem göttlichen Willen gemäß, hier als Priesterin dient. Sie fühlt sich hier immer noch fremd, wie am ersten Tage, und nur mit stillem Widerwillen kann sie den Dienst der Göttin, der sie in Demut sich ergiebt, vollbringen. Denn ihre Gedanken weilen in der Heimat, bei ihren Lieben in Griechenland. Sehnsüchtig giebt sie sich diesem Gefühle hin; fern von der Heimat giebt es für sie kein Glück; nach der Stätte der Jugend schweifen ihre Gedanken immer wieder hinüber, und als treffe sie nur darum ihr Geschick, weil sie ein Weib und als solches in ihrem freien Handeln eingeschränkt sei, klagt sie, ohne mit den Göttern rechten zu wollen, über das Schicksal der in ihrer freien Bewegung durch die Schranken der Sitte gehemmten Frau, dem sie das reichere, glänzendere des Mannes gegenüber stellt, und besonders über das der armen, die feindliche Mächte in die Ferne verschlagen haben:

So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.

Und zu der Göttin gewandt spricht sie die Hoffnung aus, daß auch ihr dereinst die Rückkehr zu den Ihrigen gewährt werden möge, wenn ihr Vater Agamemnon siegreich von den umgewandten Mauern Trojas heimkomme.

Das Thatsächliche, was wir in dem Monologe erfahren, ist so kunstvoll unter allgemeine Betrachtungen eingestreut, daß es fast verschwindet, und doch genügt es, uns völlig mit dem Notwendigsten bekannt zu machen. Wir erfahren, daß die Priesterin die Tochter Agamemnons ist, daß sie von diesem, auf Zwang der Göttin, am Altare dargebracht, von der Göttin aber hierher gerettet ist ins Land der Scythen, wo Thoas herrscht, um den heiligen Dienst des Tempels zu

versehen. Die Kunst des Dichters, der uns alles Wissenswerte mitteilt, ohne, wie Euripides in seinen Prologen, ganz in den Ton der Erzählung zu fallen, ist bewundernswert. Aufser der Kenntnis des Thatsächlichen erhalten wir sogleich einen tiefen Einblick in den Seelenzustand der Iphigenie. Sie dient der Göttin, wenn auch mit Widerwillen, doch in demutvoller Hingabe. Ihr Vertrauen zu der Hohen, die sie gerettet, ist nicht erschüttert; ihre Hoffnung, das die Göttin ihr Bestes will, ist unbegrenzt. Dabei ist ihre Seele erfüllt von der Sehnsucht nach der fernen Heimat und den Geliebten, die sie unverändert wähnt, wie sie sie verlassen hat.

Wenn Goethe hier zum Zwecke der Exposition die kunstlose und einfachste Form, den Monolog, gewählt hat, so hat er damit natürlich einen Zweck erreichen wollen, der anders nicht zu erreichen war. Die erste Scene eines Stückes, das erste also, was der Zuschauer nach Aufgang des Vorhanges sieht und hört, hat auch die Aufgabe, die Seele des Zuhörers auf den Ton zu stimmen, der im Stücke vorwalten soll. Und wie könnte das besser geschehen, als es hier geschehen ist! Wir sehen den Tempel im Hintergrunde, den heiligen, alten Hain um ihn her, und in dieser stimmungsvollen Umgebung die edle Priesterin, die voll frommen Schauders vor dem Unnahbaren, dem Unbegreiflichen, Göttlichen, das sie erst in schwere Schicksale verstrickt und dann gegen ihren Willen hierhergeführt hat, ihren Dienst übt. Sie verrichtet ihn in stiller, entsagungs- und doch hoffnungsvoller Demut; aber ihr Herz hängt noch am Leben; ihre Sehnsucht weilt in der Heimat und bei den Lieben. Es strömt von dieser Scene eine Weihe, eine reine Hoheit aus, der wir uns von vornherein hingeben. Wir erkennen sogleich, wenn diese Priesterin ein Leid ergreift, so wird sie es in tiefster Seele fühlen, aber dennoch still bei sich tragen; sie, die schon das Schrecklichste, das Unbegreifliche erduldet, ohne anders als in Liebe des Vaters zu gedenken, der sich zum grausamen Werkzeug des göttlichen Willens gemacht hat, sie wird auch noch mehr erdulden, ohne den Glauben an die Gottheit zu verlieren, der sie vertraut, auch wo sie dieselbe nicht versteht. Und wir

ahnen schon jetzt, daß sich gerade gegen diese sittliche Hoheit, diese stille, fromme Gröfse die finsternen Mächte richten und sie da treffen werden, wo sie am empfindlichsten zu treffen ist, wo sie noch mit dem Leben zusammenhängt, in ihren Lieben. So erfüllt dieser Prolog im höchsten Mafse alles, was er erfüllen soll. Er giebt uns das Thatsächliche ohne alle erzählende Aufdringlichkeit; er führt uns in die Stimmung und den Ton des Stückes ein; er zeigt uns die Heldin sogleich in ihrer hoheitsvollen Gröfse und menschlichen Schwachheit und läfst uns einen Kampf zwischen diesen beiden Mächten ahnen, der zwar nicht in lauten Äußerungen stattfinden, aber nichtsdestoweniger die Seele in ihrer Tiefe ergreifen wird; und er giebt uns endlich in dem sicheren Vertrauen zur Gottheit, das von der Heldin auf uns ausströmt, eine trostreiche Hoffnung in das gnadenvolle Walten der überirdischen Mächte.

Mit dem Auftreten des Arkas setzt sogleich die Handlung kräftig ein. Arkas ist der Vertraute des Königs, nicht in dem Sinne des französischen Dramas, sondern in dem viel weiteren und edleren des ergebenen Freundes, der mit feinem Gefühle auch die unausgesprochenen Wünsche seines Herrn versteht und ihm die Wege auch ohne Auftrag zu ebnen sucht. Jetzt kündigt er der Priesterin die nahe Ankunft des Königs und des Heeres an, die unterwegs sind, um der Göttin für neue, wunderbare Siege zu danken. Aber der Mitfühlende wendet sich zugleich auch mit der persönlichen Bitte an die Priesterin, den Wünschen des Königs entgegen zu kommen, wenn er, „der ins Reden keinen Vorzug setze und es nicht verstehe, von weitem ein Gespräch nach seiner Absicht langsam fein zu lenken“, sich ihr nahe und sie zur Gattin begehre. Das ist der erste Schlag, der gegen Iphigenie geführt wird, denn den weltlichen Neigungen des Königs kann sie nicht folgen, ohne ihrem Wesen untreu zu werden und ohne die Hoffnung auf Rückkehr zu den Ihrigen aufzugeben. Wir erfahren aber aus der Unterredung mit Arkas noch mehr, nämlich, daß der Einfluß ihres Wesens auf den König und das Land ein unendlich segensreicher

gewesen ist, daß durch sie mildere Sitten sich verbreitet haben, daß die herkömmlichen, grausamen Menschenopfer abgeschafft sind, daß den Schiffbrüchigen statt des Unterganges trostreiche Heimkehr von der verrufenen Küste bereitet wird. Sie hat gewirkt, wie das Werkzeug einer wohlgesinnten gnädigen Gottheit, die alles sinnvoll und planvoll zum Guten leiten und die Wilden zu wahren Menschen erziehen will.

Mit Spannung erwarten wir die Ankunft des Königs selbst und den Ausgang der nächsten Unterhaltung. Er kommt:

Mit königlichen Gütern segne dich
Die Göttin! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichtum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunsches Fülle dir,
Daß, der du über viele sorgend herrschest,
Du auch vor vielen seltnes Glück genießest!

Mit diesen Worten empfängt sie ihn, und einfach und würdig antwortet er:

Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte;
Was ich erwarb, genießten andre mehr
Als ich.

Und nun geht er sogleich auf seinen Wunsch über. Sein Haus ist seit dem Tode seines letzten Sohnes verödet. Jetzt, nach dem Siege, durch den er denselben gerächt hat, empfindet er die Einsamkeit seiner Wohnung doppelt. Er fühlt auch, daß sein Volk ihm, dem kinderlosen, freudlosen Manne, nur wider Willen gehorcht und sich schon Sorge um die Zukunft des Reiches macht. Daher ist sein Entschluß gefaßt:

Ich hoffe, dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Auf eine Absage ist der Gebieter nicht gefaßt. Er glaubt, in der Teilnahme, die sie verständnisvoll seinem Schicksale entgegen gebracht hat, die stille Neigung einer Braut erkannt zu haben. Um so mehr überrascht ihn jetzt die ausweichende Antwort, die Iphigenie ihm giebt: der Unbekannten biete er zu viel. Da drängt er sie endlich das Geheimnis ihrer Abkunft zu entschleiern:

Es fordert dies kein ungerechter Mann.
Die Göttin übergab dich meinen Händen;
Wie du ihr heilig warst, so warst du's mir.
Auch sei ihr Wink noch künftig mein Gesetz:
Wenn du nach Hause Rückkehr hoffen kannst,
So sprich' ich dich von aller Forderung los.
Doch ist der Weg auf ewig dir versperrt,
Und ist dein Stamm vertrieben oder durch
Ein ungeheures Unheil ausgelöscht,
So bist du mein durch mehr als ein Gesetz.
Sprich offen! und du weißt, ich halte Wort.

Planvoll arbeitet der Dichter mit diesem Worte bereits auf den Schluß des Stückes hin. Vom Könige gedrängt, erzählt nun Iphigenie die ganze furchtbare Geschichte ihres Hauses von Tantalus bis auf ihre Opferung in Aulis. In dieser Erzählung liegt der Nachdruck auf dem Fluche, der seit Tantalus auf dem Geschlechte ruht. Was der Titan verbrochen hat, wird nicht gesagt:

Dichter singen: Übermut

Und Untreu stürzten ihn von Jovis Tisch
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.

Aber Thoas selbst weiß von ihm zu erzählen, daß die Götter sogar an seinen alt erfahrenen, vielen Sinn verknüpfenden Gesprächen wie an Orakelsprüchen sich ergötzen. Und Iphigenie führt das weiter aus:

Götter sollten nicht

Mit Menschen wie mit ihresgleichen wandeln;
Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach,
In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräter;
Allein zum Knecht zu groß und zum Gesellen
Des großen Donners nur ein Mensch. So war
Auch sein Vergehen menschlich; ihr Gericht
War streng.

Was hat also Tantalus verbrochen? Er ist der Titan, der sich gegen die Götter auflehnt, der Prometheus der Sage, dem unser Dichter an einer anderen Stelle die stolzen Worte in den Mund legt:

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich

Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren. —

— — — — —
Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?

— — — — —
Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen, und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

Dafs Goethe an Prometheus gedacht hat, scheint auch die Wendung zu beweisen, die er nachher von Tantalus gebraucht und die wörtlich auf das Geschick des Prometheus pafst:

Es haben die Übermächtigen
Der Heldenbrust grausame Qualen
Mit ehernen Ketten fest angeschmiedet.

Gegen dieses Verbrechen der Auflehnung gegen die Götter kennt der Dichter hier keine Verzeihung mehr. Längst hat er sich durchgerungen zu den Gedanken, die er in einem anderen Gedichte „Grenzen der Menschheit“ ausgesprochen hat.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sät,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides

Kindliche Schauer
Treu in der Brust.
Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.

Die Vertreterin dieser demutsvollen Ergebung ist eben Iphigenie. Goethes Tantalus ist also nicht der Schreckensmann, der zur Prüfung göttlicher Allwissenheit dem Zeus den eigenen Sohn vorsetzt, sondern der Prometheus, der sich im Gefühle der eigenen Kraft über die Götter erhebt. Von diesem Tantalus geht ein Fluch aus, der Sohn und Enkel ergreift und sie von Frevel zu Frevel treibt. Breit sind diese Frevel hier ausgeführt. Ganz folgerichtig wirft Thoas die Frage ein, ob die Nachkommen des Tantalus die Schuld des Ahnherrn oder eigene getragen hätten. In der ersten Fassung des Stückes findet sich diese Frage nicht. Wir werden also recht thun, wenn wir einen besonderen Nachdruck auf die Antwort legen, weil der Dichter damit offenbar eine spätere, reifere Ansicht zum Ausdruck bringen will. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Frage, ob die Nachkommen des Tantalus für ihre Thaten verantwortlich zu machen sind oder nicht, allgemein gesprochen, ob der Mensch, der durch Geburt und Anlage vom Schicksal bestimmt scheint, Verbrechen zu begehen, dafür zur Rechenschaft gezogen werden kann. Iphigenie antwortet:

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbteil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band:
Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verborg er ihrem scheuen, düstern Blick;
Zur Wut ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wut umher.

Diese Worte befriedigen uns nicht, aber der Dichter kann auch keine befriedigende Antwort erteilen, weil es keine giebt; er betont hier, ohne eine Lösung bieten zu wollen, eins der größten Rätsel des menschlichen Lebens, das wir jetzt mit dem Schlagwort der Vererbung zu bezeichnen gewohnt sind. Es

ist und bleibt ein Geheimnis, in wie fern von einer Schuld bei erblicher Belastung die Rede sein kann. So lange der Mensch das Bewußtsein der Schuld für die unter der Einwirkung seiner Anlage vollbrachten Frevel in seinem Herzen trägt, wie das bei Orest der Fall ist, solange wird der Dichter auch berechtigt sein, solchen Schuldbeladenen die Verantwortung für ihre Thaten aufzubürden und sie damit zu Trägern der tragischen Handlung zu machen. Was sich der menschlichen Erkenntnis entzieht, wofür wir eine ausreichende Erklärung nicht geben können, da ist das eigentliche Feld des Dichters, des Propheten, der in die Tiefe der Seele eindringt und im eigenen Herzen nachempfindet, was dem kühlen Verstande unfalschbar bleibt.

Iphigenie hat gehofft, durch die Erzählung der schrecklichen Geschichte ihres Hauses den Thoas von seinem Vorhaben abzuschrecken. Allein er verharrt bei seinem Wunsche und wiederholt seinen Antrag. Sie sucht neue Ausflüchte und kommt schließlic all seinen vernünftigen Vorstellungen gegenüber wieder mit einer Bitte, die sie ihm vielleicht schon oft vorgetragen, obwohl er sie nicht erfüllen kann, nämlich, daß er sie nach Hause schicken möge. Da aber verliert der verschmähte König die Ruhe und Geduld. Hart und bitter schildert er sie, daß sie auf die Stimme der Vernunft nicht hören will und sich ganz zügellos ihren weibischen Trieben hingiebt. Voll bitteren Hohnes beantwortet er ihre Berufung auf die Götter und mißbraucht unziert das Vertrauen, das sie ihm noch eben durch Enthüllung ihrer Abstammung entgegengebracht hat:

Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht
An Jovis Tisch bringt dich den Göttnern näher
Als einen erdgeborenen Wilden.

Und hart zieht er endlich auch die Folgerung: Wenn sie nur Priesterin sein will, so soll sie es ganz sein und die Opfer vollziehen, wie es sich gehört. Vergeblich wendet sie ein, daß der die Himmlischen mißverstehe, der sie blutigierig wähne; jetzt steift er sich barbarisch auf den Buchstaben des Gesetzes:

Es ziemt sich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unser'm Sinn zu deuten und zu lenken.

Zwei Fremde sind in den Höhlen des Ufers gefangen, sie sollen wieder die ersten Opfer der Göttin sein. Mit diesen harten Worten läßt er die Priesterin tief erschüttert zurück, die nun in einem aus tiefster Brust sich emporringenden Gebete die Göttin anruft:

O, enthalte vom Blut meine Hände!

Damit schließt der erste Akt. Wir sahen, wie Iphigenie am Anfange des Stückes voll ruhiger Hoheit und demutsvollem Vertrauen zu der Göttin, aber auch mit einer tiefen Sehnsucht nach dem Leben und den Geliebten in der Heimat sich uns darstellte. Welche Erschütterungen sind schon jetzt auf sie eingedrungen! Erst die Nachricht von der Absicht des Königs, ihres Wohlthäters, den sie doch zurückweisen muß; dann der Antrag des Königs selbst, der sie zwingt, aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten und die furchtbare Geschichte ihres verfluchten Geschlechtes selbst zu erzählen; darauf die schroffe Mißhandlung des tief gekränkten Herrschers; und schließlich der entsetzliche Befehl, der alles in ihr aufwühlt, was sie an edlen Regungen und Hoffnungen in der Einsamkeit der langen Jahre still in sich genährt hat. Man muß immer wieder betonen, daß es den Dichter mißverstehen heißt, wollte man die Drohung mit den Menschenopfern für ein Spiel halten. Thoas, in dem noch der Barbar schlummert, meint es zweifellos ernst. Iphigenie hat seine barbarischen Sitten wohl bändigen können, aber in dem Augenblicke, wo er von ihr verschmäht wird, wo er sie mit ganz anderen Augen ansieht als vorher, da brechen in ihm die roheren Instinkte wieder durch, so daß er der fremden Verfeinerung, in deren Banden er gelegen, die rauhen barbarischen Sitten, die er von seinen Vorfahren ererbt hat, entgegengesetzt. Und auch Iphigenie fürchtet, daß Thoas seine Drohung ausführt.

Planvoll ist das Ganze aufgebaut; über den ruhigen Spiegel von Iphigeniens Seele zieht leise ein sanfter Wind hin,

der allmählich zum Sturme anschwillt und mächtige Wellen schlägt. Das Gebet an die Göttin, mit dem der Akt schließt, läßt allerdings die Hoffnung in uns lebendig, daß die Unsterbliche, deren „Blick über den Ihren ruht, wie ihr Licht, das Leben der Nächte, über der Erde ruhet und waltet*), die der Menschen weit verbreitete, gute Geschlechter liebt“, auch diesem Sturme in der Seele ihrer Priesterin, der Trägerin und Kündlerin ihres milden Sinnes, gebieten wird. Noch ahnen wir nicht, was ihre Weisheit ersonnen, aber wir vertrauen ihr, deren Hauch uns überall umweht. Kunstvoll hat der Dichter zu steigern verstanden, kunstvoll alles Expositionelle in die Handlung verwoben und zur Steigerung selbst verwendet; kunstvoll weist er bereits jetzt Fäden anzuknüpfen, deren Ende wir erst am Schlusse wiederfinden. An äußerer Handlung ist das Stück allerdings arm, aber desto reicher entwickeln sich die Kämpfe in der Seele der führenden Person. Und allerlei Fragen, deren Beantwortung wir mit Spannung erwarten, drängen sich uns auf: Wer sind die Fremden, von denen der König meldet? Wie, wenn sie nun der Priesterin nahe stehen, wenn sie zu den Kreisen gehören, zu denen ihre Sehnsucht sie zieht, wenn sie gar die nächsten Verwandten sind, die sie im Leben hat? Dann hat der Dichter das Tragische geschaffen, auf den großen Menschen ein großes Leid gewälzt, auf die Reine die blutige Pflicht, auf die

*) Diese schönen Worte finden sich in der ersten Fassung der Dichtung von 1779 nicht, sie sind erst später eingefügt. Der Mond ist das Gestirn der Diana; seinen milden, Sinn und Gemüt beruhigenden Einfluß hat Goethe oft empfunden und ausgedrückt, z. B. in dem schönen Liede: „An den Mond“:

Füllest wieder Busch und Thal

Still mit Nebelglanz,

Lösest endlich auch einmal

Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild

Lindernd deinen Blick,

Wie des Freundes Auge mild

Über mein Geschick.

Wie ihr Gestirn, so wirkt auch die Göttin und durch sie die Priesterin beruhigend und sänftigend.

Sehnsuchtsvolle den Zwang, gerade die zu verderben, nach denen ihre Sehnsucht steht! Und noch ein Drittes ist angedeutet. Hat der Fluch, der auf dem Geschlechte lastet, während der Abwesenheit der Iphigenie geruht? Steht daheim alles noch, wie die Ahnungslose vermutet? Wie, wenn es nicht so ist; wenn der Fluch weiter gewirkt hat; wenn Schrecken und Entsetzen die Ihrigen getroffen haben? Wie wird sie es aufnehmen? Wird sie auch dann ihre gottergebene Demut bewahren? Dies alles sind Fragen, die uns schon jetzt beschäftigen.

Im zweiten Akte lernen wir die Gefangenen kennen, Orest und Pylades. Schwermütig beginnt Orest:

Es ist der Weg des Todes, den wir treten:

Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller.

Apollo hat Wort gehalten, der ihm hier in Tauris Rettung versprochen hat. Denn alle Not wird nun mit seinem Leben enden. Der Abschied wird ihm leicht, wenn nur nicht der unschuldige, geliebte Freund in sein Leiden verstrickt würde; dessen Zukunft allein bewegt ihn noch zu Furcht oder Hoffnung. Im glücklichsten Gegensatze zu der Schwermut des Orest steht die Hoffnungsfreudigkeit des der Welt und dem Leben zugewandten Pylades. Mit feinstem dichterischen Takt hat der Dichter hier ein paar Gegensätze geschaffen, den Lebensfrohen an den von Schwermut Niederbeugten gekettet, den Erfinderischen und Sorgenden dem Unthätigen und seinem Schmerze Nachhängenden, den Klugen und Listigen dem Geraden und Tapferen zum liebevollen Begleiter gegeben*). Pylades will die Hoffnung auf Rettung auch dann noch nicht aufgeben, wenn die Priesterin sie zum

*) Ich erinnere hier an Hamlet und Horatio. Orest hat weit mehr Verwandtschaft mit Hamlet, als mit irgend einer Figur des attischen Dramas. Über den Muttermord denkt der englische Dichter allerdings anders:

Still! jetzt zu meiner Mutter.

O Herz, vergifs nicht die Natur! Nie dränge

Sich Nero's Seel' in diesen festen Busen!

Grausam, nicht unnatürlich lass' mich sein;

Nur reden will ich Dolche, keine brauchen.

Tode weiht. Apollo hat versprochen, im Heiligtum der Schwester Trost und Hilfe und Rückkehr zu bereiten und die Aussprüche des Gottes sind nicht doppelsinnig. Orest hört nur mit halbem Ohr auf die ermutigenden Worte des Freundes. Er hängt den eigenen Gedanken nach, die ihm sein schweres Leben wieder vor die Seele bringen, seine freudlose Jugend in den Hallen des Vaters:

Wie oft, wenn still Elektra, meine Schwester,
Am Feuer in der tiefen Halle saß,
Drängt ich beklommen mich an ihren Schoß
Und starrte, wie sie bitter weinte, sie
Mit großen Augen an.

Dann kam Agamemnon, der Vater, von Troja zurück, da . . . doch Pylades unterbricht ihn; sie wollen sich lieber von dem unterhalten, was sie noch vollbringen werden; und liebevoll erinnert er ihn an das Gute, was er schon gewirkt, vor allem daran, daß er dem Leben des Freundes Inhalt und Reichtum gegeben hat. Nun schweifen die Gedanken des Orest zurück in die Jugendzeit, an den Hof des Strophius, seines Oheims, wo Pylades, „ein immer munterer Geselle, gleich einem leichten, bunten Schmetterling um eine dunkle Blume, ihn umgaukelt und die eigene Lust ihm in die Seele gespielt“ hat. Da hat er die eigene Not vergessen, ist durch Berg und Thal dem Wilde nachgerannt und hat von künftigen Heldenthaten geträumt:

Und wenn wir abends an der weiten See
Uns aneinander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag,
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Schöner als hier hat nie ein deutscher Dichter Freundschaft und ahnungsvollen Thatendrang der Jugend geschildert. Aber Orest kehrt doch immer wieder, der krankhaften Neigung seines Gehirnes folgend, zu den bösen Tagen zurück, vor allem zu der schrecklichen That, die auf seiner Seele brennt, die die Rachegeister hinter ihn gehetzt, zu dem Morde an der doch verehrten Mutter:

Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet,
Und ich, der letzte, soll nicht schuldlos, soll
Nicht ehrenvoll vergehen.

Aber Pylades hat einen trostreicheren Glauben:

Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Und wenn des Gottes Wille sie hierher geführt, damit sie die Schwester nach Delphi brächten — beide deuten das ihnen gewordene Orakel auf Apollos Schwester Diana, auf ihr Bild im Tempel von Tauris —, so würden die Götter auch weiter sorgen, die schon jetzt insofern ihr Versprechen erfüllt haben, als sie den Wahnsinn von Orests Seele genommen. Der Dichter faßt die Erinyen als Kräfte, die in der Seele des Orest wirken, giebt ihnen trotzdem aber häufig eine körperliche, plastische Darstellung, die der Auffassung des Altertumes entspricht. Im heiligen Bezirke des Tempels ist Orest frei, und da es offenbar der Wille der Gottheit sei, das Ufer der Barbaren mit seinen Menschenopfern zu verlassen, so kann Orest ihnen danken, daß sie ihn zu dieser großen That auserkoren:

Zu einer schweren That beruft ein Gott
Den edlen Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf, was uns unmöglich scheint zu enden.
Es siegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Das ist eine schöne, tiefsinnige Auffassung. Der große Verbrecher, niedergedrückt von der schweren That, in die ihn die Gottheit verstrickt, wird rein durch eine andere That, die der Welt zum Segen gereicht, und gewinnt so, indem er sein Verbrechen sühnt, die Gnade der Gottheit und die Verehrung der Welt wieder. So tröstet Pylades den Freund, für den er sorgt und denkt, und dem er die Wege zu der großen That ebnet, ohne ihn, der nur Tapferkeit und Gradheit schätzt, mehr als nötig in seine listigen Pläne zu verwickeln. Schon hat er ausgekundschaftet, daß ein fremdes, göttergleiches Weib, von deren Herkunft man nichts Bestimmtes wisse, mildere Sitten hier verbreitet und bisher die Menschenopfer verhindert habe; und wenn auch jetzt der König

anscheinend einen anderen Entschluß gefaßt habe, so setzt er doch sein Vertrauen auf die Fremde. — Damit schließt die erste Scene des zweiten Aktes. Wir haben erfahren, was die beiden Freunde an das fremde Ufer geführt, welchen Orakelspruch ihnen die Gottheit gegeben. Wir hören von der schrecklichen That des Muttermordes und von der furchtbaren Qual, die auf der Seele des geraden, heldenhaften Jünglings lastet, der, von Jugend auf in das unsagbare Elend seines verfluchten Geschlechtes verstrickt, seiner Tage nicht froh wird und, umgetrieben von den Furien des Gewissens, den Tod als eine Erlösung herbeisehnt. Aber die Götter haben dem schwermütigen Kranken von Jugend auf einen mitempfindenden, treusorgenden Freund gegeben, der für ihn handelt und seiner dumpfen Lebensauffassung die trostreiche, versöhnende, hoffnungsfrohe Zuversicht entgegensetzt, daß die Götter edel und wahr sind, daß auch ein großes Verbrechen durch eine große That zum Heile der Gesamtheit gesühnt werden kann. Wir empfinden tiefes Mitleid mit Orest, wir fühlen das Tragische, das in seinem Schicksale liegt, daß der aufrichtige und ehrliche Jüngling, dessen Seele nach Thaten gegen Ungeheuer und Räuber dürstet, in die furchtbare Schuld des Muttermordes gefallen ist, die nun alle seine Kräfte lähmt. Wir vertrauen aber auch der erfindrischen Klugheit des Freundes, den die Hoffnung auf Leben und Zukunft nie verläßt. Wir ahnen, daß die Gottheit, die den Orest in die Schuld verstrickt hat, ihn auch retten wird. Iphigenie erscheint, noch ohne Ahnung, wer die Gefangenen sind, unter dem Eindrucke dessen, was sie eben erlebt hat. Zunächst trifft sie mit Pylades zusammen. Die wirkungsvollere Begegnung spart sich der Dichter auf. Sie nimmt dem fremden Manne die Ketten ab:

Gefährlich ist die Freiheit, die ich gebe;

Die Götter wenden ab, was euch bedroht! *)

*) Pylades erwidert: „O süße Stimme! Vielwillkommener Ton der Muttersprach' in einem fremden Lande!“ Sie hat ihn also griechisch angeredet; hat sie auch mit Thoas und Arkas griechisch gesprochen? Wir hören doch immer dieselbe Sprache.

Er ist von ihrer Erscheinung ergriffen und fragt nach ihrer Herkunft. Aber sie giebt zunächst keine Auskunft, verlangt dagegen zu wissen, wer die Fremden sind. Und nun erzählt der Erfindungsreiche eine Geschichte, die er sich selbst erdacht: Sie seien Kreter, Söhne des Adrast. Der Ältere, Laodamas, habe seinen jüngeren Bruder im Streite erschlagen und werde nun von den Furien verfolgt, von denen Apoll ihn hier im Tempel seiner Schwester zu befreien versprochen habe. Iphigenie hört aus der Erzählung nur ein Wort, was ihre Seele sofort ergreift: Troja. Statt aller Antwort fragt sie erregt:

Fiel Troja? Teurer Mann, versichr' es mir!

Er bestätigt den Untergang der Stadt, will aber sogleich darüber hinweggehen und sie für den abwesenden Freund gewinnen. Ungeduldig aber dringt sie in ihn, und nun kommt er ihrem Wunsche nach. Er erzählt den Fall Trojas, den Untergang der Helden:

Achill liegt dort mit seinem schönen Freunde.

Das ist das erste, was sie hört. Der Held, dem sie ins Lager von Aulis als Braut entgegengeführt werden sollte, um dort die schauerhafte Enttäuschung zu erleben, ist dahin mitsamt seinem Freunde.

So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!

erwidert sie wehmütig. Pylades fährt fort, die Helden aufzuzählen, die vor Troja den Tod gefunden haben, und nennt dabei Agamemnon nicht. In großer Erregung spricht Iphigenie mit sich:

Er schweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht

Mit den Erschlag'nen. Ja! er lebt mir noch!

Ich werd' ihn sehn! O, hoffe, liebes Herz!

Aber sie hofft nur, um desto tiefer hinabgestürzt zu werden. Denn

Selig sind die Tausende, die starben

Den bittersüßen Tod von Feindeshand . . .

Und nun erzählt er die unerhörten Thaten, die in Mykene geschehen sind, den Mord Agamemnons durch die eigene Gemahlin, und giebt auch den Grund für diese furchtbare

That an: das Opfer der Iphigenie! Da verhüllt sie ihr Gesicht und geht davon, ohne ein Wort der Klage, ohne einen Ausbruch des Leides. Voll tiefsten Mitleides begleiten wir sie; wir sehen im Geiste, wie der furchtbare Schmerz ihr Thränen erprelzt, wie sie sich am Altare ihrer Göttin niederwirft, um im Gebete nach Fassung zu ringen, nach Fassung, damit sie das Unbegreifliche erträgt, damit sie nicht in wildem Hader gegen die Gottheit wütet, die ihr, der Schuldlosen, das Entsetzliche bis jetzt aufgespart hat. Sie hat sich kindlich in den Willen der Gottheit gefunden, die den Vater dereinst in Aulis zwang zu der schrecklichen That. Sie hat in der Stille der Jahre die Sehnsucht genährt, dem Verehrten dereinst als eine Neugeschenkte entgegentreten zu können; sie hat sich die Freude und das Entzücken des Wiedersehens ausgemalt, um nun das Schreckliche zu erfahren: Erschlagen von der eigenen Gattin — ihretwegen! Die Hoffnung ist vorbei! Was sie noch mit dem Leben verband, ist zum guten Teile zerstört, und die Göttin hat es zugelassen. Einen Sieg muß sie über sich erringen, einen schweren, sich auch jetzt in den Willen der Oberen zu schicken, auch jetzt zu bleiben, wie sie war, kindlich, demütig und rein. Dann erst hat sie überwunden, dann erst ist sie abgeklärt, dann erst ist sie die Heilige, die imstande ist, die still genährte Hoffnung, ihr fuchbeladenes Geschlecht zu entsöhnen, zu erfüllen. Auch Nathan, wenn wir das Lessingsche Stück einmal heranziehen dürfen, hat erst die schwersten Schicksale erdulden müssen, ehe er der abgeklärte Mann geworden ist, dessen heitere Ruhe und Gelassenheit und inniger, durch nichts zu erschütternder Glaube an die Güte und Gnade der Gottheit nicht mehr ins Wanken gerät. Nur noch zwei Menschen sind es, welche Iphigenie an das Leben binden: Orest und Elektra. Was wird aus ihnen geworden sein? Werden die Götter ihr diese wenigstens bewahrt haben? Das sind die Fragen, die sich ihr ängstlich aufdrängen, deren Lösung sie mit banger Hoffnung entgegenharrt. Wir aber wissen schon, daß Orest der Fremde ist, dessen Opfer sie vorbereiten soll. Wir wissen ferner, daß er unter dem Fluche des Mutter-

mordes nur noch der Schatten seiner selbst ist. Wie wird es den Geschwistern möglich sein, dem gräßlichen Verhängnis, das ihnen droht, daß die Schwester den Bruder opfert, zu entgehen? Oder wird der Fluch auch hier weiter wirken? Ist Thoas zu versöhnen, und wird er zugeben, daß die beiden zur Heimat zurückkehren? Verheißungsvoll steht da das Orakel des Gottes. Wir beginnen seinen Doppelsinn zu ahnen und fassen neues Vertrauen.

Gefalst tritt Iphigenie am Anfang des dritten Aktes dem Orest entgegen. Es wiederholt sich dasselbe Spiel, wie in der vorhergehenden Scene: Unter ernstesten Worten löst sie die Ketten des Orest, und er, von ihrer Teilnahme überrascht, fragt nach ihrer Herkunft. Bevor sie Rede steht, verlangt sie noch einmal das Schicksal ihres Vaters von ihm bestätigt zu hören:

Er fiel, sein Haus betretend,
Durch seiner Frauen und Aigisthens Tücke?

Sein „Du sagst's“ ruft nun endlich einen Ausruf der Klage hervor:

Weh' dir, unseliges Myzen!

Doch sie hat sich schon in das Gehörte gefunden und forscht nun eifrig nach Orest und Elektra, ihren Geschwistern, den letzten Hoffnungen, die sie hat. Und als sie nun hört, daß beide noch leben, da bricht es wie der erste Sonnenstrahl in das Dunkel ihres Herzens ein, und in lautem Dankgebet ruft sie aus:

Goldene Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm.

Dann forscht sie weiter, und so muß Orest den eigenen schweren Mord selbst erzählen und all das Unselige noch einmal durchleben. Die Erinnerung an seine That packt ihn mit fürchterlichem Entsetzen. Vor seinem Geiste erscheinen die Unholden wieder, die ihn bis jetzt im heiligen Raume des Tempels in Ruhe gelassen, die uralten Töchter der Nacht. Er hört den Ruf wieder:

Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!

Und er sieht sie gegen sich herankommen:

Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her;
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.

Dem Dichter mag hier die wundervolle Stelle aus dem Totenopfer des Aeschylus vorgeschwebt haben, wo Orest nach der That des Muttermordes plötzlich das furchtbare Geschlecht der Erinyen aus der Erde emporsteigen sieht und vom Wahnsinn gepackt in Furcht und Entsetzen davoneilt. Iphigenie ist von der Schilderung des Armen und von dem Ausbruch seines Leides tief ergriffen. Noch vermutet sie den Sohn des Adrast vor sich zu haben, und voll Mitleides bemerkt sie, daß er in derselben Lage sei, verwandtes Blut vergossen zu haben, wie Orest. Aber sein gerader Sinn duldet die Verstellung nicht und ohne Bedenken giebt er sich ihr zu erkennen:

Ich bin Orest! Und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod.

Und in Verfolgung dieses Gedankens spricht er hochherzig nur noch den einen Wunsch aus, daß sie, die er lieb gewonnen, mit seinem Freunde nach Griechenland entkommen möge. Dann entfernt er sich, um in der Einsamkeit seine Seele zu beruhigen.*) Noch während des Gebetes, in dem Iphigenie der Gottheit, die weise dem ungeduldigen Sterblichen seines liebsten Wunsches Erfüllung bis zur rechten Zeit aufspart, den Dank ausspricht, kehrt Orest zurück und warnt sie, seinen verfluchten Namen in ihr Gebet zu mischen.

*) In der ersten Fassung des Dramas bleibt Orest auf der Bühne anwesend. Der Dichter mag aber wohl empfunden haben, daß er während des folgenden langen Dankgebetes zu sehr die Rolle des Statisten hätte spielen müssen, und hat in der späteren Fassung ihn eine kurze Zeit von der Bühne entfernt.

Er erscheint ruhiger als vorher, und so glaubt sie ihm die Wahrheit gestehen zu können:

Hast du Elektren, eine Schwester nur?

Orest:

Die eine kannt' ich; doch die ält'ste nahm
Ihr gut' Geschick, das uns so schrecklich schien,
Beizeiten aus dem Elend unsers Hauses.

Aber die Erinnerung regt ihn wieder auf:

O, laß dein Fragen, und geselle dich
Nicht auch zu den Erinyen!

Da bricht sie in die Worte aus, in denen das Thema des ganzen Stückes enthalten ist:

O, wenn vergossnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft,
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hilfreiche Götter vom Olympos rufen?

Allein Orest wird durch ihre Worte nur noch mehr erregt; er ahnt, daß sein Schicksal sich entscheidet, und so ruft er aus:

Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Nun endlich giebt sich Iphigenie ihm zu erkennen:

Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Sie nähert sich ihm, um ihn in ihre Arme zu schließsen. Doch er weicht ihr aus, er will nicht, daß sie sich an ihm befleckt. Als sie inniger wird, stößt er sie in seiner Erregung zurück; ja, schließslich schilt er ihre Neigung dionysische Lust. Als sie aber nicht abläßt, mit herzlichen Worten in ihn zu dringen, da greift sein krankes Gehirn die ganze Lage auf und malt sich quälerisch das Bild aus, wie die Schwester den eigenen Bruder am Altare schlachten wird. Das entspricht den Schandthaten in Tantals fluchbeladenem Hause und, erfüllt von diesem fürchterlichen Zukunftsbilde, wird auch er inniger, herzlicher. Er nähert sich ihr und ruft der Gequälten zu:

Laß dir raten, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;

Wie er ihr jetzt ins Auge schaut, da glaubt er den Blick der Mutter wieder zu sehen, mit dem sie sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen suchte, als sein Stahl sie treffen wollte. Es packen ihn wieder die Furien: Was wird das für ein Schauspiel für sie sein, wenn die eigene Schwester gezwungen wird, den Bruder am Altare zu töten! Als sie in ratloser Verzweiflung in Thränen ausbricht, tröstet er sie:

Weine nicht! Du hast nicht schuld.
Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.

Und erschöpft und in der Wahnvorstellung befangen, daß die Opferung durch die Schwester an ihm vollzogen würde, bricht er endlich zusammen. Da kann sich Iphigenie nicht mehr bezwingen; zu viel Freude, zu viel Elend stürmt auf sie ein:

Wo bist du, Pylades;
Wo find ich deine Hilfe, teurer Mann?

Damit eilt sie von dannen.

Man hat diese Erkennungsscene immer aufs höchste bewundert, und sie ist auch reich an tiefsten Aufregungen, „von der Freude zu Schmerzen und von Schmerzen zur Freude tief erschütternden Übergängen“. Aber man darf nicht vergessen, daß der Dichter hier die großartigsten Vorbilder bei den attischen Tragikern vorfand, sowohl bei Euripides, wie besonders in der Elektra des Sophokles.

Nach einer Pause erwacht Orest halb aus seiner Betäubung, jedoch glaubt er in der Unterwelt zu sein, und der umtriebene Sohn der Erde fühlt sich endlich erleichtert. Der Krampf des Lebens ist aus seinem Busen hinweggespült, der Fluch hat ihn verlassen und vor seinen halbwachen Augen erscheinen versöhnende Bilder; seine Ahnherren kommen einhergeschritten, ihn zu begrüßen:

Mit Thyesten
Geht Atreus in vertraulichen Gesprächen,
Die Knaben schlüpfen scherzend um sie her.

Und auch Agamemnon erscheint, die Gemahlin friedlich an seiner Hand führend. Alles ist hier vergessen und ver-

geben; Tantals Geschlecht ist in Frieden geeint. Nur den Urheber des Fluches erblickt Orest nicht:

Es haben die Übermächt'gen
Der Heldenbrust grausame Qualen
Mit ehrnen Ketten fest aufgeschmiedet. —

Als Iphigenie mit Pylades zurückkehrt, wähnt Orest, auch sie als Schatten der Unterwelt zu sehen, bis ihn die aufmunternden Worte der beiden in die wahre Gegenwart zurückführen und er erkennt, daß er noch im Leben steht. Da schließt er frei und freudig die wiedergefundene Schwester und den geliebten Freund in seine Arme. Der Fluch hat sich gelöst:

Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Mit einer Aufmunterung des Pylades, seine Rettung nicht zu versäumen, die den Übergang zum folgenden bildet, schließt der dritte Akt ab.

Kommen wir zunächst noch einmal auf die Erkennungs-scene zurück! Bis zum dritten Akte reicht nach Aristoteles die Schürzung des Knotens. Mit dem vierten beginnt die Lösung. Zwischen beiden liegt der Höhepunkt, die Peripetie, der Glückswechsel. Ist mit dem Glückswechsel eine Erkennung verbunden, so wirkt beides zusammen am besten, weil so Rührung und Erschütterung sich steigern, worauf die Tragödie abzielt. Geht die Erkennung nicht von äußerlichen, körperlichen Merkmalen oder dergleichen aus, und vollzieht sie sich nicht zufällig, sondern ergiebt sie sich aus dem Zusammenhange selbst, so daß alles wahrscheinlich und ohne allen Zwang geschieht, so hat der Dichter nach Aristoteles das Höchste geleistet. Wir sehen nun, wie Iphigenie am Anfange des Aktes dem Orest, dem sie bis dahin noch nicht begegnet ist, gefast entgegentritt in dem berechtigten Glauben, den schuldbeladenen Sohn des Adrast vor sich zu haben. Sie weiß, daß ihr Vater erschlagen ist. Sie hat mit

der ruchlosen Mutter innerlich gebrochen. Voll furchtsamer Spannung sieht sie weiteren Eröffnungen entgegen. Und da erfährt sie das Furchtbare, daß der eigene Sohn, ihr Bruder, die Mutter erschlagen hat. Aber in demselben Augenblicke, der sie auf das tiefste beugt, folgt der erschütternde Glückswechsel; sie hört, daß Orest und Elektra, die einzigen Menschen auf Erden, an denen sie noch Anteil nimmt, leben, und dann in wunderbarer Steigerung, daß Orest, nach dem ihre Seele am meisten verlangt, vor ihr steht. Diese Erkenntnis ergibt sich zwanglos aus der Anlage des Stückes. Somit ist hier der Glückswechsel auf das allerschönste mit der Erkennung verknüpft, so eng, daß beides gar nicht zu lösen ist. Und wenn der Glückswechsel eine Steigerung erfährt, indem Iphigenie anfangs nur hört, daß Orest lebt, dann, daß er vor ihr steht, so hat auch die Erkennung eine Steigerung, denn der Orest, den sie zuerst vor sich hat, ist krank und verflucht, wird aber nach furchtbaren Erschütterungen gesund und neigt sich in Liebe zu ihr. Wenn wir also den Wert des Aktes nach den Grundsätzen des Aristoteles einschätzen wollen, so müssen wir diesen Teil unseres Dramas für ein vollendetes Kunstwerk halten. Aber der Akt enthält noch weit mehr, nämlich die Entsühnung des Orest und damit die Befreiung des Hauses von dem Fluche. Goethe selbst hat dies als die Achse des Stückes bezeichnet, und es ist sehr viel darüber gestritten, wie man sich diese Entsühnung zu denken hat. *)

*) Man findet eine Zusammenstellung und kritische Beurteilung der wichtigsten Ansichten bei Frick a. a. O. p. 413 ff. Die Ansicht Fricks ist folgende: Beide, Orest und Iphigenie, teilen sich in die Aufgabe der Sühne: Orest sühnt büßend, Iphigenie durch ihre Fürbitte; die wirkliche Entsühnung aber ist das Werk der Götter und ihrer Gnade. Diese, nicht Menschenwerk, soll in der Dichtung verherrlicht werden. — Ich kann diese Ansicht nicht teilen. Was Lessing sagt (Hamb. Dramaturgie 2. Stück): „So überzeugt wir auch immer von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade sein mögen, so wenig können sie uns doch auf dem Theater gefallen, wo alles, was zu dem Charakter der Personen gehört, aus den natürlichsten Ursachen entspringen muß“, gilt auch für Goethe.

Um diese Frage zu klären, muß man zunächst die Auffassungen darlegen, welche die beteiligten Personen von der Schuld des Orest und der Möglichkeit einer Sühne haben. Wir werden sehen, daß Pylades und Iphigenie nach ihrer Individualität ganz verschieden denken, und es kann kein Zweifel sein, daß der Dichter jede einzelne dieser Personen als etwas ganz Selbständiges mit völlig eigenen Begriffen auch in Bezug auf ihre religiöse Überzeugung gefaßt hat. Der einfachere, lebensfreudigere Pylades glaubt nicht an einen Fluch der Götter, womit sie ganze Geschlechter belasten:

Die Götter rächen
Der Väter Missethat nicht an dem Sohn;
Ein jeglicher, gut oder böse, nimmt
Sich seinen Lohn mit seiner That hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Orest ist mit einer schweren That belastet, allein er hat auch mit seiner Mission nach Tauris etwas Großes vollbracht:

Allein, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß sie so früh durch dich so viel gethan.

Durch diese Mission, bei der Orest in die höchste Gefahr des Todes geraten ist, wird sein Verbrechen gesühnt werden, er wird dadurch, daß er den göttlichen Befehl ausführt, der in dem Orakel des Apollo vorliegt, ein Wohlthäter und sühnt so seine Schuld:

Zu einer schweren That beruft ein Gott
Den edeln Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf, was uns unmöglich scheint, zu enden.
Es siegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Die Ansicht des Pylades ist so alt wie die Menschheit überhaupt und hat auch heute ihre Rechtskraft nicht eingebüßt. Euripides vertritt sie auch, bei ihm wird Orest von den Furien befreit, dadurch daß er das heilige Bild der Göttin in gefährvoller Mission nach Griechenland holt. Im Mittelalter pilgerte der Schuldbeladene nach Rom oder zum heiligen Grabe und brachte von dort nicht selten wunderkräftige Reliquien mit, die einen Segen auf die Seinen in

der Heimat ausströmen. Dadurch wurde er vor Gott und Menschen seiner Schuld ledig. Und wenn heute ein Schuldbeladener, von Reue getrieben, sein Verbrechen büßt, indem er sein Leben einsetzt im Dienste der Humanität und Tausende so unter Aufopferung seiner Person und seiner Wünsche beglückt, würden wir nicht auch sagen, er hat gut gemacht, was er verbrochen, er ist vor Gott und Menschen wieder rein? Unzweifelhaft.*) — Pylades deutelt nicht an dem Worte des Gottes herum, er glaubt, daß die Götter wahr sind und ihr Versprechen halten. Hat also Orest seine Mission erfüllt, wobei er ihm selbstlos hilft, so wird der Gott sein Wort halten und den Freund retten. Dieser einfache Glaube, der jedem menschlichen Gefühle entspricht, wird auch belohnt, die Götter haben den Orest in dem heiligen Bezirke des Tempels bereits von den Furien, von seinem Wahnsinn befreit und werden auch sein Gemüt noch klären, wenn das Werk vollbracht ist. — Ganz anders ist die Auffassung der Iphigenie. Für sie ist die That des Orest nur ein einzelnes Glied in der langen Kette der Verbrechen, die in Tantals Geschlecht sich aneinanderreihen. Diese Verbrechen sind die Folge eines Fluches, der seit dem Ahnherrn auf dem Geschlechte ruht. Diesen Fluch nun will sie lösen. Seit der Opferung und wunderbaren Rettung in Aulis glaubt sie, daß die Götter sie dazu berufen haben. Daher ist ihr ganzes Leben ein fortlaufendes Opfer im Dienste der Götter; sie fügt sich voller Demut in ihren Willen; sie überwindet alle menschlichen Schwächen, obgleich ihre Sehnsucht nach der Heimat sich mächtig in ihr regt; sie lebt ein den Göttern genehmes Leben; sie bildet die höchsten Tugenden in sich aus, so daß sie ihr zur Natur werden und nicht mehr von ihr zu lösen sind, die Tugenden der Demut, der Reinheit und Wahrheit. Was ihren Vorfahren gefehlt hat: „Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld“ — sie besitzt es in vollkommenem Mafse. So hofft sie die gekränkten Götter zu versöhnen und ihr Geschlecht von dem Fluche zu befreien. Ihr Glaube hilft ihr; ihr Wunsch geht in Erfüllung;

*) Der Richter kennt allerdings nur eine Sühne, die Strafe.

der letzte, schuldbeladene Träger des Geschlechts wird in ihrer Gegenwart gesund. Die Gottheit hat also das Gute belohnt. Wer an die Götter als an gute, den Menschen gnädig gesinnte, hilfreiche Mächte in Demut glaubt, wer ihre Gebote erfüllt und rein und wahr bleibt, den lieben sie und erfüllen ihm seine Wünsche, das ist die Wahrheit, die der Dichter durch Iphigenie verherrlichen will. Auch Pylades glaubt an die Güte und Wahrheit der Götter, aber nach seiner Auffassung erwirbt der ihren Lohn, der in ihrem Dienste auf ihre Befehle hin handelt, Iphigenie dagegen glaubt, daß der sie befriedigt und ihre Liebe gewinnt, der die höchsten Tugenden in sich ausbildet. Pylades, der Mann, siegt also durch Handeln, Iphigenie, das Weib, durch Dulden.*) Beider Auffassungen sind tief sinnig und schön und haben zu allen Zeiten ihre Anhänger gefunden, sowohl bei den Griechen als bei uns. Der Glaube beider wird belohnt, denn beider Wunsch, die Rettung des Orest, wird erreicht. Und beide tragen dem Wesen ihres Glaubens gemäß zu dieser Rettung bei. Die Götter haben insofern die Wege geebnet, als sie den Orest nach Tauris gesandt haben. Weiter greifen sie nicht ein, und von einem Wunder ist nicht die Rede. Pylades greift überall handelnd ein und fördert damit die Lösung. Die Furien haben den Orest schon vor seinem Zusammentreffen mit Iphigenie verlassen, die Klärung seiner Seele, die Lösung aber des eigenen Schuldbewußtseins ist Sache der Iphigenie. Iphigenie thut nichts und doch erlöst sie den Orest und giebt ihn dem Leben wieder, durch ihr Wesen, durch die Tugenden, die sie in sich zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet hat. Orest faßt sofort Zutrauen zu ihr, ja, er beichtet ihr seine That, obwohl er dadurch in die höchste Aufregung gerät und schließlich sogar in seinen Wahnsinn zurückfällt. Machen wir uns noch einmal die Vorgänge im Zusammenhange klar. Wir finden Orest zuerst

*) Schiller; Die zwei Tugendwege:

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließst sich der eine dir zu, thut sich der andere dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.

im heiligen Bezirke des Tempels als Gefangenen; die Furien haben ihn zwar verlassen, aber eine tiefe Schwermut lastet als Folge seiner That auf ihm, die alle Kräfte lähmt; ein Schwindel lagert auf seiner schweren Stirn. So tritt er der Priesterin, von deren segensreichem, mildem Wirken er schon gehört hat, entgegen; sie gewinnt sofort eben durch ihr Wesen, das seinem geraden, offenen Sinne entspricht, sein Vertrauen, so dafs er ihr die volle Wahrheit gesteht und dadurch gezwungen wird, seine That zu beichten. Worin besteht aber der Segen der Beichte? Sie befreit die Seele. Eine eingestandene Schuld lastet nicht mehr so schwer auf dem Gewissen; wer eine schlechte That, die er bereut, einem anderen Menschen, zu dem er Vertrauen hat, beichtet und ohne Beschönigung darlegt, befreit sich innerlich mehr oder weniger davon; das hat ein jeder an sich selbst erfahren. Wie erwidert Iphigenie die Beichte, das Vertrauen? Etwa damit, dafs sie die Schuld des anderen in einem milderen Lichte zeigt und ihn so beruhigt? Nein, sondern mit Liebe, ihrem Wesen, ihrer Natur gemäfs. Und wenn nun auch zunächst die Gewalt der Eindrücke dem armen Verfolgten noch einmal die ganze Qual seines Leides im Busen erregt, so lösen sich doch in den versöhnenden Bildern, die ein erquickender Schlaf ihm vorführt, die Schmerzen; der Schwindel verschwindet und seine Stirn wird frei. Ein Wunder ist hier nirgends zu sehen, die Götter greifen nicht unmittelbar ein, sondern sie wirken durch die Tugenden, die ihre Auserwählte in ihrem Dienste erworben hat. Wer in den Kreis eines abgeklärten, wahren, echten Menschen tritt, dessen Gemüt klärt sich auch; wer Liebe findet, in dessen Seele wächst Liebe; wer sittlicher Hoheit und Reinheit begegnet, wird, wenn er edel von Natur ist, selbst sittlich und rein. Das sind Wahrheiten, die unzweifelhaft sind, wenn man sie auch nicht erklären kann. Goethe hat sie wie kein anderer empfunden, am meisten im Verkehr mit Frau von Stein, „seiner Beichtigerin“, gerade zu der Zeit, als er die Iphigenie schrieb.*)

*) Ich will hier einige Briefstellen anführen: An die Gräfin zu Stollberg 17.—24. Mai 1876: „— nach Tisch ging ich zur Frau

Er glaubte an eine geheimnisvolle, dem Verstande unerklärliche Wirkung von Seele auf Seele; er glaubte, daß ein wahrer, offener, liebender Mensch imstande sei, dieselben Gefühle in einem empfänglichen Gemüte zu erwecken, es vertrauend und offenherzig zu machen, zur Liebe und Thätigkeit zu entflammen; er glaubte und hatte es an sich und andern empfunden, daß eine geängstete, verzweifelnnde Seele unter der Einwirkung eines wahren, offenen, liebenden Menschen Ruhe findet, daß selbst ein krankhaft zerstörtes Gemüt geheilt werden kann. *) Das hat er hier dargestellt. Der Verbrecher Orest sühnt seine That vor Gott und Mensch durch die Mission, die ihm der Gott zugewiesen hat, dafür bleiben die Furien ihm fern. Er findet aber vor sich selbst in seinem ehrlichen Herzen erst die eigene Ruhe und die Lust an einem thätigen Leben wieder, nachdem er die Liebe eines wahren, offenen reinen, heiligen Wesens empfunden und auf sich hat wirken lassen. **) Da ist nichts Wunderbares vorhanden, was aufser-

von Stein, einem Engel von einem Weibe, frag die Brüder, der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe.“ 25. Juni bis 9. Juli 1876 an Frau von Stein: „— ein Wort des Dankes für die Zeichnung! Sie ist ganz herrlich, ganz wahr, und Deine ganze Seele in der Wahrheit, das Gefühl des Friedens, der mit Dir geht.“ Sept. 1876 an dieselbe: „Ich schick' Ihnen Lenzen. — Er soll Sie sehen und die verstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich alles beneide.“ 27. März 1781 an dieselbe: „Die Offenheit und Ruhe meines Herzens, die Du mir wiedergegeben hast, sei auch für Dich allein, und alles Gute, was andern und mir daraus entspringt, sei auch Dein. Glaube mir, ich fühle mich ganz anders, meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück und mit ihr die Freude meines Lebens; Du hast mir den Genuß im Gutsthun gegeben, den ich ganz verloren hatte; ich that's aus Instinkt und ward mir nicht wohl dabei.“

*) Siehe hierüber auch Kanzow, Programm des Kneiphöfischen Gymnasiums von 1887.

**)

Von dir berührt

War ich geheilt; in deinen Armen faßte
Das Übel mich mit allen seinen Klauen
Zum letztenmal, und schüttelte das Mark
Entsetzlich mir zusammen; dann entfloß's
Wie eine Schlange zu der Höhle. — Neu
Geniefs' ich nun durch dich das weite Licht

halb des Stoffes läge, der hier dargestellt wird; mit der ersten äußerlichen Lösung des Orest nimmt der Dichter eine allgemein gültige Anschauung auf; die innere Befreiung von seiner Bürde und die Wiederkehr ins Leben knüpft der Dichter an eine allgemeine Erfahrung, die er oft genug an sich selbst und an anderen gemacht hatte. Diese Erfahrung können wir uns allerdings nicht erklären, aber „je inkommensurabler und für den Verstand unfalschlicher eine poetische Produktion, desto besser“, so hat er sich einmal selbst ausgesprochen. Und eignen sich derartige Mysterien nicht ganz besonders für ein Drama, das ohnehin so viel für die Vernunft Unbegreifliches enthält? Die Rettung der Iphigenie, ihr Einfluß auf die Scythen, die Sendung der beiden Fremden — sind das nicht alles Dinge, die außergewöhnlich sind, warum soll der Dichter in einen solchen Stoffe nicht auch unbegreifliche Erscheinungen des menschlichen Lebens verweben; ja, konnte er dergleichen überhaupt hier entbehren, wenn er alles auf gleicher Höhe halten wollte? Von einem unmittelbaren Eingreifen der Götter bei der Lösung des Orest, von einem unmittelbaren Gnadenakte, ist keine Rede, wohl aber erkennt man ihre Fügung, ihr Walten, das alles so geschehen läßt, wie es geschieht. Eine andere Frage ist es, ob es dem Dichter gelungen ist, den Vorgang in seinem Stücke anschaulich zum Ausdrucke zu bringen. Wir glauben auch sie bejahen zu sollen. Die Lösung des Orest geht vor sich im Schlafe, den er nach den schrecklichsten Erregungen findet. Der Schlaf ist aber der Sorgenlöser und als solcher stets besonders von den Dichtern besungen; alles was in ihm geschieht, die Phantasieen, die der unruhige, menschliche Geist ersinnt, die Träume und

Des Tages. Schön und herrlich zeigt sich mir
Der Göttin Rat. Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar Geschick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt ist,
Nahm sie dich weg, die Schützerin des Hauses,
Bewahrte dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren schien, gabst du uns alles wieder.

Bilder, die er deutlich sieht — alles das ist geheimnisvoll. So hat der Dichter auch ein Recht, einen anderen geheimnisvollen Vorgang, der durch die Umstände vollkommen motiviert ist, sich im Schlafe vollziehen zu lassen. Den Vorgang durch seine Folgen anschaulich zu machen, ist Sache des Schauspielers, dem der Dichter damit eine hohe, aber dankbare und schöne Aufgabe gestellt hat.

Nach den Erschütterungen des dritten Aktes führt uns der Dichter durch den Monolog am Anfange des vierten Aktes zunächst wieder in die erhabeneren, ruhigeren Stimmung, in der das Ganze gehalten ist, zurück. In wundervollen Worten spricht sich Iphigenie über das Glück aus, das die Götter dem Menschen schenken in einem ruhigen Freunde, und sie fleht den Segen der Himmlischen auf Pylades herab. Dann äußert sie noch einmal ihre hohe Freude über den wiedergefundenen Bruder, der sie die Gefahr, in der alle schweben, ganz hat vergessen lassen. Jetzt tritt diese Gefahr von neuem an sie heran; es gilt nun nicht mehr die Rettung der beiden Freunde allein, sondern die Flucht aller drei, die sich wiedergefunden haben, mitsamt dem Bilde der Göttin, das der Tempel birgt, denn noch ahnt sie den Doppelsinn des Orakels nicht. Der Dichter benutzt nun dieselbe List, welche schon Euripides, wie wir gesehen haben, mit soviel Glück verwertet hat, nur mit dem Unterschiede, daß nicht Iphigenie den Plan entwirft, was ihrem Charakter widersprechen würde, sondern der erfindungsreiche Pylades. Sie soll dem Könige melden lassen, daß das Heiligtum durch den mit einer Blutschuld beladenen Orest entweiht ist, und daß die Reinigung nur am Meere vollzogen werden kann. Dorthin ist Orest bereits mit Pylades entwichen, um das Schiff mit den Gefährten aufzusuchen und zur Flucht bereitzuhalten. Nun aber fügt der Dichter ein ganz neues Motiv ein, das allerdings so eng mit dem Wesen der Iphigenie zusammenhängt, daß man nicht erst, wie Scherer, auf den Philoktet des Sophokles zurückzugreifen braucht, um seine Verwendung zu erklären. Iphigenie soll den König belügen, weil anders die Rettung nicht zu vollziehen ist. Aber ihr Inneres sträubt sich gegen die Lüge, die „wie ein losgedrückter Pfeil,

von einem Gott gewendet und versagend, zurückkehrt und den Schützen trifft“. In der Unsicherheit, in der ihre Seele schwankt und ringt, überrascht sie Arkas, der den Befehl des Königs bringt, das Opfer zu beschleunigen. Der König besteht also ernst auf seiner Absicht, die Menschenopfer wieder einzuführen. Als sie nun, wie Pylades ihr vorgesagt, das unerwartete Hindernis dem Arkas berichtet, verlangt dieser, daß erst der König unterrichtet werden soll, bevor die Reinigung geschieht, und sie muß sich fügen. Aber damit begnügt sich Arkas noch nicht, sondern als treusorgender Diener seines Herrn erinnert er sie noch einmal, wie großen Dank sie dem Könige schulde, und daß sie diesen Dank dadurch abstaten müsse, daß sie seinen Wunsch, ihm als Braut zu folgen, erfülle. So würden auch die Menschenopfer, von denen man sich unter ihrem Einfluß lange entwöhnt habe, vermieden werden; denn nur der Zorn des verschmähten Königs habe ihn zu der Forderung getrieben. Allein Iphigenie verharret bei ihrer Weigerung. Als Arkas nun aber davongegangen ist, um dem Könige die Mitteilung zu machen, da lastet der Fluch des Betrugers und der Undankbarkeit gegen den König, der ihr zweiter Vater war, doppelt auf ihrer Seele. Sie empfindet, daß sie auch hier Menschen verläßt, wenn sie flieht. In diese dunkle, trübe Stimmung bringt Pylades wieder neues Licht. Frohlockend verkündet er, daß Orest auch außerhalb des heiligen Bezirkes von den Furien frei sei, daß sein Herz voll feurigen Mutes und froher Hoffnung sei und nur der einen Freude sich ergeben habe, sie, seine Retterin, und ihn, den Freund, aus den feindlichen Banden zu erlösen. Weiter verkündet Pylades, daß das Schiff gefunden und alles zur Rettung bereit sei. Er will in den Tempel dringen, um das Bild wegzutragen. Da aber kann sich Iphigenie nicht entschließen; sie erzählt, daß Arkas die Reinigung verboten, bis der König seine Zustimmung gegeben habe. Sofort giebt Pylades eine neue Weisung. Aber er findet einen Widerstand in der Seele der Iphigenie selbst. Sie kann den Undank und den Betrug nicht vollziehen; selbst die Not, die sie dazu zwingen will, ist für sie keine genügende Entschuldigung: „Mein eigen Herz ist nicht befriedigt“.

Aber Pylades läßt nicht nach, in sie zu dringen; er stellt ihr klar das Entweder-Oder vor die Seele und verläßt sie mit der Forderung, der ehernen Hand der Not zu gehorchen. In schwerem Kampfe bleibt Iphigenie allein zurück. Was jetzt von ihr verlangt wird, ist mehr als alles Vorhergehende. Sie hat sich dem Opfer gefügt, das sie in Aulis traf. Sie hat selbst jeden Zweifel gegen die Götter und ihre Liebe niedergeworfen, als alle ihre Hoffnungen zusammen zu brechen schienen. Was ihr jetzt aber auferlegt wird, das richtet sich gegen den Kern ihres Wesens. Ein Leben voll Entbehrung, voll Entsagung hat sie auf sich genommen, in der Hoffnung, dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen ihr Geschlecht zu entsühnen. Was sie jahrelang geübt, das soll sie jetzt brechen! Undank soll sie üben, das Schmachvollste für ein edles Herz, und betrügen soll sie den, der sie gnädig aufgenommen und ihr gegeben hat, was er ihr geben konnte! Da ruft sie voll Verzweiflung den Olympiern zu: „Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele!“ Und als müsse sie einmal dem Zweifel Raum geben, spricht sie das furchtbare Lied aus, das sie von der Amme gelernt, das einst die mitfühlenden Parzen sangen, als der Ahnherr Tantalus vom goldenen Stuhle fiel:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.
Der fürchte sie doppelt
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.
Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste,
Geschmäht und geschändet,
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens,
Im Finstern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.

Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber;
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erstickter Titauen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die ehemals geliebten
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.

So sangen die Parzen:
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und schüttelt das Haupt.

Der schreckliche Inhalt dieses Liedes stellt die Götter ganz anders dar, als es sonst im Stücke geschieht. Aber man darf nicht vergessen, daß Iphigenie hier in einen Konflikt gebracht wird, wie er für sie und ihr Wesen nicht schmerzlicher und tiefer sein konnte, und in dem Ringen ihrer Seele entsteht der Groll und der Zweifel, allerdings nur für einen Augenblick. Indem sie das Lied ausspricht, befreit sie auch ihr Herz von den Gedanken, die es einnehmen wollen.

Der Konflikt, in den die Heldin verwickelt wird, liegt hier also im vierten Akt. Er ergibt sich ganz zwanglos aus dem Charakter der Iphigenie selbst. Dankbar sein gegen seinen Wohlthäter, wahr sein auch da, wo die Umstände eine Notlüge entschuldigen würden, sind die höchsten Tugenden, die der Mensch in sich ausbilden kann. Diese Tugenden muß die Heldin verherrlichen, sie muß uns den Beweis liefern, daß sie auch in der schwersten Anfechtung ihrer Natur getreu

bleibt; dann erst gewinnen wir das trostreiche Bewußtsein, daß ihre Aufgabe, wozu die Gottheit sie bestimmt, dauernd gelöst ist.

Der letzte Aufzug bringt den Thoas¹ auf die Bühne zurück. Wir finden ihn in einem Gespräche mit Arkas, worin er auf den Verdacht, den Arkas äußert, den Befehl giebt zur Verfolgung der Flüchtlinge. Als Arkas ihn verläßt und er allein zurückbleibt, bricht er in die harten Worte aus:

Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihm
Der Freiheit ganz beraubt.

Er klagt sich selbst an, daß er durch seine Milde die scheinbar so heilige Priesterin zur List und zum Truge veranlaßt habe. Da tritt Iphigenie selbst auf, und gebieterisch fordert er von ihr Aufklärung. Allein in ihrem weiblichen Gefühle durch den Ton des Königs verletzt, tritt sie ihm gegen ihre sonstige Natur schroff entgegen:

Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen.
Erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele
Am schönsten frei; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausspruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernst ich weder dort noch hier.

Da ändert Thoas den Ton; ihre Nähe und heilige Gegenwart üben wieder ihren Einfluß aus. Er beruft sich verlegen auf das alte Gesetz, das den Tod der Fremden fordert. Iphigenie wird immer erregter. Der große Augenblick, von dem alles abhängt, das fühlt sie, ist gekommen. Soll sie ihm sagen, was vor geht? Soll sie Zukunft, Tod und Leben in seine Hand legen?

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur er an die gewaltige Heldenbrust?

so ruft sie in ihrer Verzweiflung aus. Sie will und kann ihrem Wesen nicht untreu werden, und so legt sie denn dem Thoas die volle Wahrheit vor, um dann allerdings, echt wahr und echt menschlich, über das vermeintliche Unglück, was sie angerichtet hat, in trostloses Klagen zu verfallen. Ihre Worte machen den tiefsten Eindruck auf den König, der mit einem Gefühle liebevollen Mitleids ihr gegenübersteht:

So haben die Betrüger künstlich dichtend
Der lang Verschlornen, ihre Wünsche leicht
Und willig Glaubenden, ein solch Gespinst
Ums Haupt geworfen!

Iphigenie:

Nein! o König, nein!
Ich könnte hingegangen werden; diese
Sind treu und wahr.

Im Verlaufe des erregten Gespräches fällt ihr dann das Versprechen wieder ein, das ihr der König vor kurzem gegeben hat, sie zur Heimat ziehen zu lassen, wenn je ihr Rettung zubereitet wäre:

Ein König sagt nicht, wie gemeine Menschen,
Verlegen zu, daß er den Bittenden
Auf einen Augenblick entferne; noch
Verspricht er auf den Fall, den er nicht hofft;
Dann fühlt er erst die Höhe seiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann.

Noch ist der König nicht gewonnen, aber er schwankt; und als sie nun ferner in ihn dringt, da gewinnen Ehrfurcht und Liebe doch wieder die Oberhand in dem Herzen des edlen Mannes, und die Worte: „Wie oft besänftigte mich diese Stimme“ lassen keinen Zweifel mehr, daß die Milde gesiegt hat. Aber nun steigert der Dichter die Handlung zu großer Lebendigkeit, dadurch daß er neue Hindernisse auftürmt, die den Thoas abhalten, sogleich der sanften Regung seines Herzens zu folgen. Orest, starrend in Waffen, kommt herangestürzt und fragt drohend nach kurzen Erklärungen:

Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?

Und bald nachher stürmen von rechts und links Pylades und Arkas heran. Es scheint zum Kampfe kommen zu sollen, da greift wiederum Iphigenie ein und ebnet durch ihr Wort den Weg der Verhandlung. Der König verlangt Beweise, daß Orest kein Betrüger ist. Die Antwort, die der unerschrockene Jüngling ihm giebt, das Schwert entscheiden zu lassen im gottesgerichtlichen Zweikampfe zwischen ihm und einem der besten im Scythischen Volke, liefert dem Könige schon den verlangten Beweis. Er muß Gefallen finden an dem Tapferen und will selbst sich mit ihm im Zweikampfe

messen, um den Streit zu entscheiden. Doch Iphigenie legt sich ins Mittel und zerstreut durch ihre Worte die letzten Zweifel des Königs. Schon ist Thoas halb gewonnen, aber ein neues Hindernis stellt sich entgegen, das er nicht beseitigen kann und darf, auch wenn er wollte. Er kann nicht dulden, daß das heilige Bild der Gottheit ihm geraubt wird. Orest beseitigt diese Bedenken, indem er den wahren Sinn des göttlichen Orakels darlegt. In geistvoller Weise werden die Worte Apollos auf die Schwester nicht des Gottes, sondern des Orest, auf Iphigenie gedeutet. Doppelsinnig, wie die Orakel sind, hat der gnädige Gott auch hier zum Glücke seiner Geliebten der Sache eine Wendung gegeben, die seine Güte und Hoheit verrät. Der ritterliche Orest bittet nun auch seinerseits in bescheidenen, edlen Worten den König um Zustimmung zu ihrer Rettung, indem er ihn erinnert an den Segen, den Iphigenie ihm gebracht, und als dann Iphigenie ihre Bitte mit der ihres Bruders vereinigt, da ist der König bezwungen: „So geht!“ sagt er. Aber nicht mit diesem harten Worte will Iphigenie von ihm scheiden. Ohne ein holdes Wort des Abschieds will sie, dem sie so viel verdankt, den sie wie einen Vater liebt, nicht für immer verlassen:

Ohne Segen,
In Widerwillen, scheid' ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich' Gastrecht walte
Von dir zu uns; so sind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeschieden. —

Mit einem ernststen „Lebt wohl“ erwidert dann der König endlich ihre liebevollen Worte. — Mit Rührung nehmen wir auch von Thoas Abschied. Während Iphigenie mit den Ihrigen der Heimat zufährt, kehrt der einsame König in seine öde Wohnung zurück. Er hat den höchsten Sieg errungen, den der Mensch erringen kann, den Sieg über sich selbst: Entsagung ist alles, was ihm bleibt.

Betrachten wir auch dieses Stück noch einmal im Zusammenhange, so ist sein Inhalt völlig einheitlich und klar: Iphigenie, von Aulis an das Taurische Ufer versetzt, lebt hier, wo sie dem einfachen, aber unverdorbenen Volke wie

ein heiliges Geschenk der Götter erscheint, bestimmt, die rauhen Sitten zu mildern, als reine Priesterin der Göttin Diana. Sie hat den grausamen Landesbrauch der Scythen, die Gestrandeten der Gottheit zum Opfer zu bringen, durch ihre Gegenwart und Überredung abgeschafft, bringt aber den König Thoas durch ihre Weigerung, ihm als Braut zu folgen, so gegen sich auf, daß er das Opfer an zwei Fremden, die an die Küste verschlagen sind, von neuem vollzogen wissen will. In diesen Fremden erkennt Iphigenie den mit dem Fluche des Muttermordes beladenen Bruder Orest und seinen Freund Pylades. Ihr reines, wahres, heiliges Wesen giebt auch dem Orest die Ruhe der Seele zurück, die er trotz seiner göttlichen Mission nach Tauris nicht gefunden hat, und das letzte Glied aus Tantalus Geschlecht gesundet zu Thatkraft und neuem Leben und giebt zu froher Zukunft Hoffnung. Es gelingt ihr auch, den König, der von Anfang an unter dem Zauber ihres unbegreiflichen Wesens steht und zwischen Ehrfurcht und Liebe schwankt, nach einem Rückfall in die frühere Barbarei zur wahren Milde zurückzuführen, so daß er die Zustimmung zu ihrer Rückkehr nach Griechenland nicht versagt.

Aber der deutsche Dichter hat sich nicht damit begnügt, den Stoff des Euripides mit einigen Änderungen in neuem, zeitgemäßem Gewande darzustellen, er verherrlicht nicht nur Geschwisterliebe, Freundestreue, Heimatsehnsucht, er preist nicht nur die Segnungen einer milden Kultur, sondern er giebt seiner Dichtung einen weit tieferen Gehalt: das Verhältnis des Menschen zur Gottheit. Das ewige Rätsel, das die Menschheit beschäftigt hat, so lange sie die Erde bewohnt, dessen Lösung der gläubige Christ in der Offenbarung findet, der grübelnde Philosoph sich vergeblich zu ergründen bemüht, hier löst es der Dichter-Philosoph auf eine Weise, die der Tiefe seines gläubigen Gemüths, der reichen Erfahrung seines wunderbaren Lebens und der Größe seiner edlen Menschenliebe entspricht: Über der Welt walten gnädige Götter, die der Menschen weit verbreitete, gute Geschlechter lieben, ihnen das flüchtige Leben und ihres eigenen, ewigen Himmels mitgenießendes,

fröhliches Anschau neidlos gönnen, sie sind wahr und wollen das Gute, sie fördern milde Sitten und erheben ihre Kinder aus der Barbarei auf die Höhe der Kultur. Selbst der große Verbrecher und mit ihm sein verbrecherisches Geschlecht findet Gnade vor ihnen, wenn er reuig sein Verbrechen in ihrem Dienste sühnt und die ihm auferlegte Mission, die auf Veredlung der Menschen abzielt, erfüllt; sie geben ihm die Ruhe der Seele und die Thatkraft wieder, indem sie ihn in den Bannkreis eines Wesens bringen, das durch reine Liebe, Demut, Sittlichkeit und Wahrheit ihre Gunst gewonnen hat. Sie erteilen dem Menschen, der solche Tugenden in sich zur Vollkommenheit ausgebildet hat, eine reinigende Kraft und eine Fähigkeit der Liebe, daß er ein schuldbeladenes, aber reuiges Gemüt aus lähmender Schwermut zu neuer Lebensfreudigkeit und fröhlicher Thatkraft emporrichten kann. Wie sie den, der sich über sie erhebt, zermalmen und in ewige Qualen stürzen, so erfüllen sie dem seine Wünsche, der tugendhaft vor ihnen wandelt und demütig, herzensrein, wahr und dankbar ist. —

Die Lehre, die der Dichter hier predigt, ist noch kein Christentum, aber die Forderungen, die Christus von seinen Gläubigen verlangt, sind ähnlich, und man hat mit vollem Rechte den christlichen Gehalt unserer Dichtung betont, nur muß man nicht glauben, daß diese Forderungen sich weit von denen entfernen, die die attischen Dichter-Priester ihrer Gemeinde predigten. Darin liegt eben die sieghafte Kraft der Tugend und Sitte, daß die Sehnsucht nach ihr den Menschen angeboren ist, in allen Völkern, unter allen Zonen. — In demselben Jahre, in dem Goethe sein Drama schrieb, verfaßte der große Bahnbrecher Lessing in der trostlosen Einsamkeit seines Wolfenbütteler Aufenthaltes seinen Nathan, und das Bekenntnis, das dieser stolze, freie Geist hier niederlegte, kommt dem unseres Dichters in mancher Beziehung nahe:

Es eifre jeder seiner unbestoch'nen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette
Die Kraft des Steins*) in seinem Ring an Tag

*) Vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trägt.

ein heilige
 rauhen Sitt
 Sie hat den
 deten der
 wart und
 Thoas dur
 gegen sich
 die Küste v
 In diesen
 des Mutter
 Pylades.
 Orest die F
 Mission na
 aus Tanta
 Leben un
 ihr auch,
 ihres unbe
 und Liebe
 Barbarei z
 Zustimmung
 Aber
 den Stoff
 zeitgemäfs
 Geschwist
 nicht nu
 er giebt
 das Verh
 Rätsel, da
 Erde bev
 der Offen
 geblich z
 Philosoph
 Gemüts,
 und der
 Über der
 weit verb
 Leben un

bestimmt, die
 Göttin Diana.
 a, die Gestran
 h ihre Gegen
 er den König
 zu folgen, so
 emden, die an
 n wissen will.
 t dem Fluche
 seinen Freund
 lebt auch dem
 ner göttlichen
 as letzte Glied
 ft und neuem
 g. Es gelingt
 er dem Zauber
 nen Ehrfurcht
 n die frühere
 o dafs er die
 d nicht versagt.
 damit begnügt,
 gen in neuem,
 icht nicht nur
 icht, er preist
 ultur, sondern
 feren Gehalt:
 Das ewige
 lange sie die
 ige Christ in
 oph sich ver
 der Dichter
 eines gläubigen
 erbaren Lebens
 be entspricht:
 der Menschen
 n das flüchtige
 mitgeniefsendes,



Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf!

So haben unsere Dichter-Propheten gedacht und mit diesen edlen Gedanken haben sie ihre Dichtungen erfüllt. „Der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes“, so lautet ein bekanntes Wort Goethes, „ist der Anfang und das Ende der Kunst“, und wir können hinzufügen, daß die Kunst oder das Kunstwerk ein ewiges ist, wo der innere Gehalt des Gegenstandes ein ewiger ist, wie im Nathan, so in der Iphigenie.

Das eben unterscheidet die klassischen Werke von den Erscheinungen des Tages, daß ihr Gehalt ein so bedeutender ist, daß sie das Zeichen tragen des Genius, in dem die Lichtstrahlen von Jahrhunderten wie in dem Brennpunkte eines Hohlspiegels sich sammeln, um von hier in die Zukunft von Jahrhunderten zu leuchten.

Goethes Iphigenie ist ein Markstein in der Weltliteratur; ihr religiöser Grundgedanke von ewiger Wahrheit; der Aufbau der Handlung mit unzerreißbaren Klammern gefügt; die Menschen einfach, wahr, aus einem Gusse; die Sprache von unübertrefflicher Einfachheit, Hoheit und Klarheit, wie in unzerstörbaren Granit gemeißelt. Griechische und ihr verwandte christlich-germanische Bildung sind hier in vollendeter Einheit zusammengewachsen. Möge das Werk unseres großen Dichters uns Deutschen der Gegenwart immer eine Mahnung bleiben, über dem Vergänglichen des Tages des Ursprungs unserer Kultur eingedenk zu bleiben und den Blick für das Ewige, Große nicht zu verlieren.